



Leseprobe

Lars Lenth
Schräge Vögel singen nicht
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 11,00 €



Seiten: 288

Erscheinungstermin: 14. Februar 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Ein toter Vogel macht noch keinen Mordfall – ein Bauarbeiter am Grund des Oslofjordes allerdings schon!

Leo Vangen ist ein durchschnittlicher Typ, aber auf Bærum, der Insel vor Oslo, auf der er im Haus seiner Eltern lebt, sind alle überdurchschnittlich – überdurchschnittlich reich, schön und korrupt. So lange er seine Ruhe hat, ist er trotzdem halbwegs zufrieden. Damit ist jedoch Schluss, als der krankgeschriebene Markisenhändler Trond Bast ein menschliches Ohr ausgerechnet aus dem Gewässer vor Leos Haus fischt. Das gehörte zu einem illegal eingereistem, polnischen Bauarbeiter, der Rest des Mannes weilt mit einbetonierten Füßen auf dem Grund des Oslofjordes. Ein Lichtblick: Leos Jugendliebe Mariken ermittelt. Doch dann mischen militante Vogelschützer und ein eiskalter Immobilienspekulant sich ein, und Leo wird mitten in einen Kleinkrieg gezogen, in dem mit harten Bandagen gekämpft wird ...

Sie mögen besondere skandinavische Spannung? Dann lesen Sie die unabhängig voneinander lesbaren Leo-Vangen-Romane von Lars Lenth!

1. Der Lärm der Fische beim Fliegen
2. Schräge Vögel singen nicht
3. Der böse Wolf von Østerdalen



Autor

Lars Lenth

Lars Lenth, Jahrgang 1966, ist ein Angel-Profi und hat sich damit sowohl auf dem skandinavischen Buchmarkt als auch im Fernsehen einen Namen

Lars Lenth
SCHRÄGE VÖGEL SINGEN NICHT

Der Autor

Lars Lenth, Jahrgang 1966, ist ein Angel-Profi und hat sich damit sowohl auf dem skandinavischen Buchmarkt als auch im Fernsehen einen Namen gemacht. Er spielte in TV-Serien mit und brachte einige DVDs zum Thema Fliegenfischen heraus. Wenn er nicht gerade angelt oder schreibt, steht er mit einer seiner Rock-Bands auf der Bühne.

Die Leo-Vangen-Romane von Lars Lenth bei Blanvalet:

1. Der Lärm der Fische beim Fliegen
2. Schräge Vögel singen nicht
3. Der böse Wolf von Østerdalen

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet und
www.instagram.com/blanvalet.verlag

LARS LENTH

**SCHRÄGE VÖGEL
SINGEN NICHT**

Roman

Aus dem Norwegischen
von Frank Zuber

blanvalet

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»Den norske pasienten« bei Kage, Oslo.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

1. Auflage 2022

Taschenbuchausgabe 2022

bei Blanvalet, einem Unternehmen der

Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Copyright der Originalausgabe © Lars Lenth 2011

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2019 by Limes,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Maike Dörries

Umschlaggestaltung und -motiv: www.buerosued.de

JB Herstellung: DM

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-0429-9

www.blanvalet.de

1

Am frühen Morgen des 15. Mai stieg Trond Bast im Bootshafen von Sollerud an Bord seines roten Dingi. Bis auf zwei Lachmöwen, die unter einem aufgebockten Katamaran auf eine aufgeblähte Plastiktüte einhackten, war er allein im Hafen. Bast wollte Meerforelle angeln, wie er es seit zwanzig Jahren von April bis November jeden Tag tat.

Im Scheidungsantrag hatte seine Frau angegeben, das Fischen sei für ihn zur Besessenheit und wichtiger als sie geworden. In schwachen Augenblicken musste sich Trond Bast eingestehen, dass sie nicht unrecht hatte. Gedämpft durch das wuchtige Versicherungsgebäude zwischen Ufer und Schnellstraße, hörte man schon um halb sieben die erste Pendlerwelle Richtung Oslo fahren. Die Übermenschen aus Asker und Bærum waren auf dem Weg. Väter, die um halb sechs aufstanden und das Haus verließen, ehe die Kinder aufwachten und die meistbefahrene Straße Norwegens unpassierbar wurde.

»Streber«, murmelte Trond Bast und fasste sich an den Kopf, um sicherzugehen, dass sein Toupet richtig saß. Vor ein paar Jahren war er zu Kreuze gekrochen und hatte sich billiges Kunsthaar aus Bulgarien im Internet bestellt.

Trond führte gern Selbstgespräche, wenn er allein im

Boot saß. Hier konnte er nach Herzenslust fluchen, ohne dass ihm jemand den Mund verbot. Er bückte sich, hob eine leere Bierflasche vom Boden des Bootes auf und warf sie mit voller Wucht nach den kreischenden Möwen, die aufstoben, als die Flasche an dem Katamaran zerschellte. Trond Bast summte und schaute sich um, als suche er Anerkennung für seinen Treffer. Er legte eine Prise Snus hinter die Lippe und zog am Starter des alten 6-PS-Außenborders, der erst beim zwölften Versuch ansprang.

Als Bast um die Mole herumfuhr, blendete ihn die Morgensonne, die sich in den Glasfassaden von Lysaker Brygge spiegelte. Ihre Strahlen tauten seinen Körper auf und kitzelten ihn unter dem Kunsthaar, das im Licht etwas dunkler als der spärliche Rest über den Schläfen aussah.

Bast kniff die Augen zusammen und sah, dass etliche Bewohner des riesigen Komplexes schon mit einer Kaffeetasse in der Hand auf den Balkonen saßen. Die armen reichen Frührentner hatten vermutlich zu spät realisiert, dass sie ihre Eigenheime in Bærum aufgegeben und Unsummen bezahlt hatten, um direkt neben der E18 in einem Block ohne Abendsonne zu wohnen.

»Strohköpfe!«, brüllte Bast, aber seine Stimme ging im Motorenlärm unter.

Bast packte die Angelrute aus. Die technischen Entwicklungen der letzten Jahre waren komplett an ihm vorbeigegangen. Er schwor nach wie vor auf die alte Spinnrute mit der antiquarischen Bremsrolle und einem einfachen Kunstköder, ein kupferfarbener 28-Gramm-Blinker, der 30 Meter hinter dem Boot im Wasser schwänzelte. So hatten es schon sein Großvater, der Advokat Børre Bast, und sein Vater, der Advokat Benny Bast, getan, und so wollte es auch der krank-

geschriebene Markisenhändler Trond Bast tun. In seiner dreiundzwanzigjährigen Angelkarriere hatte Bast insgesamt zweiundzwanzig Meerforellen gefangen, knapp eine Forelle pro Jahr. Das verriet er niemandem, nicht einmal sich selbst, wenn er alleine im Doppelbett seines Reihenhauses in Høvik hinter der Lärmschutzwand lag und darüber nachdachte, wie das Leben hätte sein können.

Trond Bast hatte es seinen Eltern immer übel genommen, dass sein Vorname nicht mit B begann. Auf dem Sterbebett hatte seine Mutter ihm anvertraut, dass sie ihn eigentlich Birger nennen wollte, aber da hatte der Vater sein Veto eingelegt, weil der dem mickrigen Säugling nicht zutraute, die stolze Familientradition weiterzuführen. Seit der Grundschule träumte er von einem anderen Namen, aber erst auf dem Wirtschaftsgymnasium traute er sich, seinen Klassenkameraden vorzuschlagen, ihn Biff zu nennen, aber die angehenden BWL'er fanden, einen solchen Namen müsse man sich verdienen. Trond Basts Verdienst hielt sich in Grenzen, also blieb er weiter Trond. Und verbitterte.

Das alte Dingi durchschnitt die spiegelglatte Wasseroberfläche wie ein rostiges Messer einen glänzenden Forellenbauch. Wäre Trond Bast Herr seiner Sinne gewesen, hätte er vielleicht gedacht, wie privilegiert er doch war, in diesem Moment an so einem schönen Ort zu sein. Er hätte dankbar sein müssen. Aber Bast war viel zu sehr damit beschäftigt, die pompösen Anwesen am Ufer mit einer Mischung aus Respekt und Verachtung zu betrachten.

Lagåsen, das Gebiet zwischen Lysaker und Fornebu, war voller Symbole des Erfolgs und Größenwahns. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatte die geistige Elite Norwegens dort prächtige Villen gebaut und Parks angelegt. Halb hinter gro-

ßen Bäumen verborgen war die »Polhöhe« zu erahnen, der neoromantische Palast Fridtjof Nansens, daneben Munkebakken, das größte und teuerste Einfamilienhaus des Landes, gefolgt vom sogenannten »Lusthaus« des damaligen Außenministers Michelet und die Drachenstilvilla des Malers Gerhard Munthe.

Die gesamte Halbinsel strahlte historische Größe aus.

Jedes Mal, wenn Vater und Sohn dort vorbeigetuckert waren, hatte Benny Bast dieselbe Litanei über die »bemerkenswerten Menschen, die Bærum bereichert hatten« heruntergeleiert. Trond Bast konnte sie noch auswendig:

»Durch Familienbande und Freundschaft zogen diese distinguierten Bewohner weitere distinguierte Herrschaften an.«

Wenn Trond an den Grundstücken vorbeifuhr, juckte es ihn ganz besonders unter dem Toupet. Er dachte an die feierlichen Worte des Vaters und fühlte sich klein und unbedeutend:

»Die wichtigsten Männer des Landes gehörten dem Lysaker-Kreis an. Männer, die ein Ziel vor Augen hatten und denen wir unsere Unabhängigkeit verdanken.«

Fridtjof Nansen hatte bestimmt gern geangelt, schließlich war er ein echter Freiluftmensch. Seinen Doktorgrad hatte er mit einer Arbeit über das Nervensystem des Schleimaals erlangt, aber weder er noch der Außenminister hatten ihr ganzes Leben mit Angeln vergeudet, da war sich Trond Bast sicher.

Ganz oben auf dem Hügel thronte das Reklame- und Eventbüro Dinamo, Firmensitz der selbst ernannten Visionskönige und »Kreateure«. Sie hatten sich die Villa des Reekers und Kunstsammlers Anton Fredrik Klaveness gesichert, eines der prächtigsten Anwesen Norwegens. Normalerweise

hätte Trond Bast auch sie verflucht – wie alle Menschen mit Ambitionen und Erfolg –, aber da sie Sponsor seines Lieblingsvereins Stabæk waren, entging Dinamo den Schimpftiraden des gescheiterten Anwaltssohnes.

Das Einzige, was Vater und Sohn Bast gemeinsam hatten, war die Liebe zum Angeln. Für Benny Bast war das Fischen nur ein Hobby gewesen, bei dem sie sich entspannen und Kraft für die Arbeit schöpfen konnten. Weder Dorsch, Forelle noch Köhlerfisch hätten sie von der Arbeit abgehalten. Für Trond hingegen waren sie im wahrsten Sinne des Wortes Dreh- und Angelpunkt des Lebens.

Seine Leidenschaft war proportional zum Gefühl gewachsen, an Land zu kurz gekommen zu sein.

Der Job als Markisenhändler stand dieser Leidenschaft im Weg, und als der kreative Betriebsarzt ihm für nur 45.000 Kronen in bar die Diagnose »Virus im Gleichgewichtsnerv« anbot, nahm Trond Bast die geerbte Munch-Lithografie von der Wand und verkaufte sie unter der Brücke von Sandvika für 50.000 an einen Nordnorweger mit Baskenmütze. Das war eine beträchtliche Summe, aber wenn er an die fünf- undzwanzig Riesen im Monat dachte, die er auf unbestimmte Zeit vom Staat kassieren würde, ohne einen Finger zu rühren, fiel ihm die Entscheidung leicht. Ganz zu schweigen von der Zeit, die er zum Angeln haben würde.

Das einzige Problem war die Wahl der Krankheit gewesen. Der durchtriebene Arzt hatte ihm zuerst Chronisches Erschöpfungssyndrom, auch ME genannt, angeboten, aber das hätte 10.000 Kronen mehr gekostet, und Trond fand, dass der »Virus im Gleichgewichtsnerv« glaubhafter klang. Bei ME würde man ihn womöglich für nicht ganz klar im Kopf halten.

Je näher Trond dem Gelände des früheren Flughafens Fornebu kam, desto schwächer wurde der Lärm der Schnellstraße, bis nur noch das Tuckern des Außenborders zu hören war.

Früher waren hier die Flugzeuge in einem endlosen Strom über ihn hinweggedonnert. Viele Sportfischer hatten sich damals bitter beklagt, weil der Fluglärm das Naturerlebnis verderbe, und andere Reviere angefahren. Bast liebte das Brausen der schweren Maschinen. Die größte Meerforelle, die er je gefangen hatte, ein Monster von 1,2 Kilo, hatte er direkt unter der Einflugschneise aus dem Wasser gezogen. Die drei Boeings, die sechzig Meter über ihm zur Landung ansetzten, während er mit dem Rekordfisch kämpfte, hatten ihn nicht im Geringsten gestört. Im Gegenteil, sie gaben dem Kampf zwischen Mensch und Natur einen internationalen Touch. Auf Tuchfühlung mit einem Flieger der Luft-hansa oder Alitalia fühlte er sich gleich weniger weltfern.

Nun waren die Flugzeuge verschwunden.

Nach langem und intensivem Druck der reichen Bewohner von Snarøya hatten die Behörden nachgegeben, den Flughafen nach Gardermoen verlegt und die Lärmproblematik auf die ärmeren Bewohner von Romerike verlagert.

Was alle anderen befürworteten, war für Trond Bast eine Tragödie. Er fühlte sich von der Welt abgeschnitten, und zu allem Überduss wurde sein privater Angelplatz von fischhungrigen Polen, Türken und Restjugoslawen eingenommen, die langsam, aber sicher das Ufer von Lagåsen bis Rolfstangen mit ihren Grundangeln, bunten Decken, Tonnengrills und schreienden Kindern annektierten. Letzten Herbst war er gar auf eine Jugendclique aus Rykkinn gestoßen, jenem Getto im Westen Bærum, das den Ruf von Norwegens reichster Kommune besudelte.

Keiner von denen gehörte hierher. Sie waren kein natürlicher Bestandteil der bærumschen Fauna.

Trond Bast hatte nichts gegen Ausländer oder Leute aus Rykkinn an sich, solange sie sich ihre traditionellen Kopfbedeckungen verkniffen, die norwegischen Gesetze respektierten und dem Osten Bærums fernblieben.

Es war viel los an Land, obwohl es erst kurz nach sieben war. Polnische und litauische Bauarbeiter riefen einander Befehle zu, hämmerten, sägten und mauerten, als ginge es um ihr Leben. Seit zehn Jahren wimmelte es auf dem alten Flughafen von Männern mit Werkzeuggürteln und gelben Helmen. Immer mehr imposante Bauten schossen empor: Telenor, Aker Solutions, hypermoderne Wohnblöcke direkt am Wasser, Parkhäuser und Bürokomplexe aus Stahl, Glas und Beton. Gekrönt wurde das Ganze von der Telenor-Arena, dem überdachten Stadion, in dem Stabæk auf Kunstrasen trainierte. Trond Bast besaß eine Saisonkarte für Block G, Reihe 17, Platz 29.

Seit der Verein 1993 nach dem 2:1-Sieg gegen Os in die zweite Liga aufgestiegen war, gehörte Bast zu den treuen Fans. Der erfolgreiche Sturm auf den Meistertitel der ersten Liga gab ihm die seltene Chance, stolz auf Bærum zu sein. Im Stadion durfte er aufspringen und gegnerische Fans durchs Megafon zur Schnecke machen, ohne dass jemand sich aufregte. (Mit Ausnahme des ein oder anderen Familienvaters in Segeljacke, der so blöd war, seinen kleinen Sohn ins Stadion mitzunehmen.)

Die Bauarbeiten dauerten ewig. Bast hatte sie von der ersten Minute an verfolgt, vom Abriss des alten Flughafens bis zum unfertigen, futuristischen Chaos. In der Lokalzeitung hatte er gelesen, Fornebu sei das größte Bauprojekt des Nor-

dens. Das Ziel waren 8.000 Wohnungen, 20.000 Einwohner und 40.000 Arbeitsplätze – eine neue Stadt am Oslofjord. Aber irgendetwas schien furchtbar schiefgelaufen zu sein. Ein Großteil von Fornebu erinnerte nach wie vor mehr an die Wüste Gobi als an eine lebendige Stadt.

Bast startete das alles dominierende Telenor-Gebäude an, dessen Büros sich allmählich füllten. Die halbstaatliche Gesellschaft hatte sich rechtzeitig das attraktivste Grundstück der Halbinsel gesichert.

Sie war lange vor allen anderen da gewesen.

Wie konnte das geschehen? Wer zum Teufel hatte entschieden, dass ein riesiger Bürokomplex das schönste Stück Strand am inneren Oslofjord verschandeln durfte?

»Schweine«, murmelte Bast, zog das erste Tuborg des Tages unter der Sitzbank hervor und öffnete es mit der Snusdose. Er führte die Flasche an den Mund, schloss die Augen und ließ es laufen. Dabei stellte er sich vor, wie er das Telenor-Gebäude in die Luft sprengte. Dummerweise war auch der Telegigant mit seinem Verein verbunden, weshalb er den Gedanken aufgab und stattdessen seine Wut an einem der neuen Wohnblöcke am Wasser ausließ.

»Schon mal was von Baurecht gehört? Freier Zugang zum Strand ist ein Allgemeinrecht!«, brüllte er eine bucklige, alte Dame auf einem der oberen Balkone an, die sich erschrocken in die Wohnung verzog.

Als Trond Bast die äußere Landzunge bei Rolfstangen umrundete, sirrte es plötzlich laut in der alten Bremsspule. Eine Sekunde lang glaubte das Kind in Bast, er habe eine fette Meerforelle am Haken, aber der Realist in ihm konstatierte nüchtern, dass der Köder am Grund festhing. Bast nahm die Rute aus der selbst gebastelten Halterung, gab der

Schnur freien Lauf und schaltete den Motor aus. Das Boot glitt langsam weiter.

Als es stillstand, zog er an der Schnur, bis die Rute sich bog. Der Realist hatte recht, der Haken saß bombenfest.

Trond Basts Nase begann zu laufen wie immer, wenn er vor einem Problem stand. Er kannte das Fahrwasser wie seine Westentasche, war viele hundert Mal mit der Schleppangel über denselben Grund gefahren. Hier war das Wasser genau viereinhalb Meter tief, und der 28-Gramm-Blinker wurde bei Minimalgeschwindigkeit exakt drei Meter unter der Oberfläche gezogen.

Theoretisch war es unmöglich, sich hier zu verheddern.

»Verdammt, elende Scheiße!«, hallte es übers Wasser.

Ein Trupp Bauarbeiter ließ die Werkzeuge ruhen und sah amüsiert zu, wie der Mann in dem kleinen Boot ausrastete. Bast überlegte, ob er sie aufklären sollte, dass er *keinen* Riesenfisch an der Angel hatte, aber sie waren zu weit weg und verstanden wohl ohnehin kein Norwegisch.

Er legte die Rute ins Boot und zog mit beiden Händen an der Schnur.

Nach zehn Minuten Ruckeln und Zerren und vielen fantasievollen Schimpfworten hatte Trond Bast die Nase voll. Er wickelte die Schnur um die Ruderpinne, warf den Motor an und legte den Rückwärtsgang ein. Die Schnur wurde schlaff, und er schaltete den Motor wieder aus. Dann nahm er die Rute und kurbelte.

Weil er den kostbaren Kunstköder längst abgeschrieben hatte, freute es ihn umso mehr, als er beim Einholen einen sanften Widerstand spürte.

Der Blinker hing noch an der Schnur.

Er richtete sich auf, kurbelte wie wild und grinste bis über

beide Ohren, als die norwegische Designikone an die Oberfläche kam.

Trotz der blendenden Frühjahrs-sonne sah er etwas an dem rostigen Haken hängen, das er auf den ersten Blick nicht identifizieren konnte. Er schwang die Rute und fing den Köder samt Anhang mit der linken Hand auf.

Das hätte er nicht tun sollen. In dem Augenblick, als er erkannte, was er in der Hand hielt, schaltete Trond Basts Gleichgewichtsnerv sich tatsächlich aus.

2

Am selben Abend, knapp zwei Kilometer Luftlinie entfernt, saßen zwei Männer in einem grauen Toyota-4-Runner und tranken Dosenbier. Ohne das grüne Nummernschild für Lieferwagen und das Kleeblatt-Logo der Zentrumsparterie auf der Heckscheibe hätte man sie auch für osteuropäische Handwerker halten können.

Der Mann auf dem Fahrersitz war ein Koloss, ungefähr Ende dreißig und eher groß als fett. Er trug einen dunkelblauen Kapuzensweater mit dem Wappen des FC Vålerenga Oslo, eine graue Jogginghose, die mit Flecken aller Art dekoriert war, und dunkelbraune Uggs Größe 49. Sein klobiges Gesicht zeugte von einem Leben mit viel Alkohol und wenig Schlaf, Obst und Gemüse. Die bunt geäderte Nase sah aus, als wäre sie schon mehrfach gebrochen gewesen, die Augen waren glasig und geschwollen, die hohe Stirn glänzte wie eine polierte Eisfläche. Um seinen Hals wand sich eine tätowierte, zweiköpfige Schlange, auf der linken Wange hatte er sich ein Kleeblatt stechen lassen.

Der Mann auf dem Beifahrersitz war klein und spindeldürr, ungefähr vierzig. Er hatte dichte, zusammengewachsene Augenbrauen und eine undefinierbare Frisur, die sein jungenhaftes Gesicht einrahmte, das allmählich Falten

schlug. Er war von Kopf bis Fuß in Denim gekleidet, und aus den orthopädischen Schuhen ragten weiße Tennissocken mit einem grünen Streifen. Mit seiner überdimensional großen, eckigen Brille und den dicken Brillengläsern sah er aus wie ein Auftragskiller in einem alten Dirty-Harry-Film.

Die zwei Männer hatten den Auftrag, den Vorsitzenden irgendeiner Investorenvereinigung einzuschüchtern, weil er gedroht hatte, gegen ihren Auftraggeber vor Gericht zu ziehen.

Sie sollten ihn überzeugen, dass es klug wäre, die Anklage fallenzulassen.

Der Plan war, in den Briefkasten des Störenfrieds zu schießen und einen Drohbrief neben den Haufen zu legen. Der Zettel lag auf dem Armaturenbrett bereit.

WENN DU VOR GERICHT GEST,
BIST DU EIN TOTER MANN.
DAS GILDET AUCH FÜR DEINE FAMILJE.

»Wir warten, bis es ganz dunkel ist«, sagte der Kleine. Er redete auffällig schnell, als wolle er seine Einfälle loswerden, ehe er sie vergaß. Seine Pupillen waren stecknadelkopfgroß, die Stimme hell und der Dialekt eine seltsame Mischung aus Nordnorwegisch und Bærumsch. Er rutschte auf dem Beifahrersitz hin und her und kratzte sich ausgiebig am Kopf.

»Zu dieser Jahreszeit wird es nicht richtig dunkel«, sagte Rino Gulliksen mit tiefer und träger Valiumstimme. Sein Oberkörper war so lang, dass er auf dem Sitz nach vorne rutschen musste, um nicht ans Autodach zu stoßen.

»Verdammt offene Landschaft hier. Peinlich, wenn je-

mand vorbeikommt, während du da sitzt und in den Briefkasten schießt«, sagte Nils Hætta.

»Willst du damit sagen, ich soll das tun?« Rino Gulliksen hob die Brauen und tat überrascht. Er trank einen Schluck von dem lauwarmen, abgestandenen Bier.

»Natürlich«, antwortete Nils. »Was dachtest du denn?«

»Na gut. Bringen wir es hinter uns«, sagte Rino Gulliksen und zuckte mit den Schultern.

»Zeig, was du kannst«, sagte Nils.

Der große Mann mit dem Schlangentattoo nahm den Drohbrief, stieg aus und ging im Schneckentempo zum Briefkasten. Er sah sich nach allen Seiten um, zog Jogging- und Unterhose über die Knie, klappte den Briefkasten auf und schob den Hintern über die Öffnung. Der grüne Kasten hing so hoch, dass Rino sich auf die Zehenspitzen stellen und am Gartenzaun festhalten musste.

Es war nicht der würdevollste Augenblick in Rino Gulliksens Leben.

Eine halbe, ergebnislose Minute später rief er gedämpft:

»Ich kann nicht.«

»Halt die Klappe und drück«, sagte Nils, der das Seitenfenster heruntergelassen hatte und fasziniert die entblößte Vorderseite des großen Mannes betrachtete.

Nach weiteren dreißig Sekunden rief Rino Gulliksen leise:

»Ich kann nicht auf Kommando schießen.«

Er entspannte sich und zog die Hosen hoch.

»Mann, bist du empfindlich«, zischte Nils und verdrehte die Augen. Er ging zu Rino, riss ihm den Drohbrief aus der Hand, schubste ihn zur Seite und ließ die Hose herunter. Aber da die Natur ihn mit kurzen Beinen versehen hatte, kam er nicht mit dem Hintern an den Briefkasten.

»Los, hilf mir«, forderte er seinen Kollegen auf, der schon zum Auto zurückgeschlendert war und dort Schmiere stand. »Du musst mich hochheben und festhalten.«

Nils schien es nichts auszumachen, mit hängenden Genitalien dort zu stehen. Rino ging zu ihm.

»Kannst du nicht einfach auf den Drohbrief kacken und dann alles in den Briefkasten werfen?«

»Iiuh – du Schwein«, zischte Nils und zog eine Grimasse.

Nach einigen Fehlversuchen kamen sie darauf, dass Rino vor Nils in die Hocke gehen musste, damit Nils auf seine Beine steigen und sich mit beiden Händen an seinem Hinterkopf festhalten konnte. Dummerweise befand sich so Rinos Nase auf einer Höhe mit Nils' Rektum. Als Rino Gulliksen hörte, wie die Fäkalien den Darm des Kollegen verließen und mit einem dumpfen Geräusch in den Briefkasten des Aktionärs klatschten, wusste er, dass es höchste Zeit war, eine neue Aufgabe im Leben zu suchen.

3

Montag, 20. Mai

Leo Vangen war es leid, das Kjartan immer zu spät mit der Zeitung kam. Wobei ihm durchaus bewusst war, dass es gewisse Einschränkungen gab, wenn man auf einer Insel ohne Brücke und feste Fährverbindung lebte.

Alles hatte seinen Preis.

Gåsøya lag südlich von Snarøya, zehn Minuten vom Anleger des Segelvereins Vestfjorden auf dem Festland entfernt, aber es war und blieb eine Insel, im Gegensatz zu Snarøya, das nur eine Halbinsel war.

Früher hatte die Abmachung mit seinem Mieter, dem Bildhauer Kjartan Smeby, perfekt funktioniert. Kjartan arbeitete als Nachtwache in einem Hospiz in Sandvika und sollte die Zeitung mitbringen, wenn er morgens um acht heimkam. Im Gegenzug sorgte Leo dafür, dass Kjartan mindestens einmal pro Woche frischen, selbst gefangenen Fisch bekam. Sechs Monate lang war es gut gegangen, aber in letzter Zeit wurde Kjartan nachlässig. Er ging nach der Arbeit Kebab essen, und es wurde halb neun, bis er mit der Zeitung kam. Das war zu spät für Leo. Ohne Morgenzeitung fühlte er sich desorientiert und von der Welt abgeschnitten.

Leo Vangen saß an dem Tisch aus finnischer Eiche, der seit über hundert Jahren an derselben Stelle in dem baufälligen Haus stand. Durch das Panoramafenster hielt er nach Kjartans gelbem Motorboot Ausschau und dachte, dass es mal wieder an der Zeit wäre, das Fenster zu putzen. Vielleicht morgen.

Die Anfang Mai übliche warme Woche mit Hochdruckwetter und zwanzig Grad war längst vorbei, und es herrschten wieder normale Bedingungen: zwölf Grad, grauer Himmel und Sprühregen. Der Fjord lag wie ein schwarzer Teppich zwischen Bærum und Nesodden.

Kein Boot war unterwegs.

Es war zu früh am Morgen und zu früh in der Saison. In einem Monat würde der Fjord voller weißer Segel und gut gelaunter Menschen sein.

Leo Vangen nahm das Fernglas, das seinen Vater Reidar, seines Zeichens leidenschaftlicher Hobbyornithologe, damals 7.000 Kronen und beinahe auch seine Ehe gekostet hatte. Nichts zu sehen. Die Regentropfen perforierten die Wasseroberfläche mit Millionen winziger Löcher.

Nicht ein Windhauch. Grabesstille.

Das hat nichts mehr mit Meer zu tun, dachte Leo. Hinter Drobak ist der Oslofjord nichts als ein großer See.

Leo Vangen stellte das Fernglas vorsichtig ab, stand auf und spazierte auf dem Ulmenparkett hin und her. Er trug sein liebstes Kleidungsstück, einen gelbroten Seidenmorgenmantel, den er von einem Mandanten geschenkt bekommen hatte – einem psychotischen, aber großzügigen Asylbewerber aus Kandahar. Er ging zum Küchenschrank und schaltete das Radio ein. Sting sang *Englishman in New York*. Leo wechselte den Sender, ehe der alternde Yogaenthusiast und

selbsternannte Sexathlet zum Refrain kam. Eine geschwätzi-
ge, selbstbewusste Frau redete über ihre Brüste. Leo schaltete
das Radio aus und schlurfte ins Wohnzimmer.

Wenn er allein daheim war, trug er immer exotische Män-
tel. Nicht, um den arroganten Künstler Odd Nerdrum
nachzuäffen, sondern aus rein praktischen Gründen. Oder
aus politischen. Das wusste er selber nicht so genau.

Vielleicht wollte er damit seine Sympathie für die Dritte
Welt im Allgemeinen und Afghanistan im Besonderen aus-
drücken. Oder sich von den anderen Inselbewohnern ab-
heben. Zeigen, dass er nicht wie die Masse war, sondern ein
einzigartiger Mensch mit eigenen Ideen und kontroversen
Meinungen. War es eine Art Bußübung dafür, dass er auf
der Insel mit den höchsten Grundstückspreisen Norwegens
wohnte, in der reichsten Kommune des reichsten Landes
der Welt?

Leo ging zum Plattenspieler im Bücherregal, das eine
ganze Wand einnahm, und legte *Closer* von Joy Division auf,
eine seiner absoluten Lieblingsplatten, die trotz ihrer spe-
ziellen Dürsterkeit immer besser wurde – der perfekte Sound-
track zur stillstehenden Landschaft vor dem Fenster.

Leo ließ sich in den Ohrensessel fallen und konzentrierte
sich ganz auf *Atrocity Exhibition* wie tausend Mal zuvor. Die
monotonen Trommeln, der undefinierbare Lärm, die naiven
Gitarrenläufe, der unvorhersehbare Bass und die kranke
Stimme – ein kaputter, alter Mann, gefangen in einem
zwanzigjährigen Körper. Dann *Isolation*, fast wie ein Pop-
song und doch keiner. Wie bei jedem Hören dachte er: *Wie
können vier Twens aus einem Industrievorort von Manchester
nur etwas so unendlich Schönes schaffen?*

Drei Stücke später, als eine Seite durchgelaufen war und

